

KAROLINE CVANCARA
Am Tiefpunkt genial

Roman

VERLAG
WORTREICH

1

Paul, warum unternehmen wir nicht öfter etwas mit Markus? Es war gestern ein wirklich lustiger Abend.«
Wer würde sich schon etwas dabei denken, wenn seine Freundin nebenbei eine solch belanglose Frage stellte? Nun, zumindest nicht ich.

Zwar lag in dieser Frage schon eine gewisse Sympathie für Markus, die mich hätte hellhörig werden lassen können. Aber ich war stets der Meinung, dass solche Dinge nur anderen passieren. Vielleicht, weil ich im Grunde fest daran glaubte, dass wir uns perfekt arrangiert hatten, Stefanie und ich. Und ich war überzeugt davon, dass sie das ganz genauso sah wie ich. Mein Fehler?

Ich war nie der eifersüchtige Freund, der mit Argusaugen jeden Schritt seiner Freundin überwacht. Stefanie und ich legten beide sehr viel Wert auf unsere Freiräume. Sie hatte ihre Leute, ich hatte meine, und mir kam das auch alles ganz in Ordnung vor.

War das der springende Punkt? Hätte ich nicht aufhorchen müssen, als sie begann, sich mehr für meine Freunde zu interessieren, statt mich in Sicherheit zu wiegen? Aber mal abgesehen davon, dass ich erst begriff, was vor sich ging, als es

schon zu spät war, wusste ich auch im Nachhinein nicht, was ich hätte tun sollen. Wie verhielten sich Menschen, deren Partner oder Partnerinnen sich von ihnen abwandten?

Ich dämpfte meine Zigarette aus und ging wieder nach vorne in den Verkaufsraum. In dem Geschäft, wo ich arbeitete, gab es hinter der Ladentheke ein kleines Büro, abgetrennt durch einen Vorhang, in das ich mich gern auf eine Zigarettenpause zurückzog.

Stefanie und ich, wir kamen von Anfang an gut miteinander aus, auch ohne viele Worte. Wir haben nie viel diskutieren oder aushandeln müssen. Irgendwie gehörte sie auf einmal zu meinem Leben, und als sie dann bei mir eingezogen ist, ist das schon eine großartige Sache gewesen, nur dass meine Mutter damals vor Freude ständig anrief.

Meine Mutter konnte mich, ihr einziges Kind, schwer loslassen, auch nachdem ich die 30 bereits überschritten hatte und ihre Fürsorge mich zunehmend erstickte. Aber ich brachte es nicht übers Herz, ihr das zu sagen, sondern hob einfach nicht ab, wenn sie anrief und blieb tagelang unerreichbar für sie. Bis sie mich doch irgendwann im Geschäft erwischte, zur allgemeinen Erheiterung meines Chefs und meiner Kollegin.

Stefanie verstand sich ausgezeichnet mit meiner Mutter, obwohl ihre ständigen Anrufe sie amüsierten und sie, meine Mutter imitierend, ›Schätzchen‹ zu mir sagte. Es wurmte mich außerordentlich, dass meine Mutter mich auch in Stefanies Beisein so nannte, doch es gelang mir einfach nicht,

ihr deshalb wirklich böse zu sein, da sie es eigentlich nur nett meinte.

Ich fühlte mich Stefanie sehr verbunden, obwohl wir in ziemlich unterschiedlichen Welten lebten. Verbunden hat uns jedenfalls, dass wir beide gern lasen. Dieser Umstand hatte auch dazu geführt, dass wir uns kennenlernten. Sie kam in Helmut Kleins Buchhandlung, um Bücher zu kaufen. Und ich arbeitete dort seit einer halben Ewigkeit und verkaufte Bücher. Das war nicht unbedingt mein Plan gewesen. Aber der kleine Buchladen auf der Josefstädterstraße unweit des Theaters, mit seiner liebevollen Ausstattung und dem leicht staubigen Retro-Charme, war mir längst ans Herz gewachsen.

Im Laden war recht viel los. Der Frühling machte den Menschen offensichtlich Lust darauf, zu lesen, obwohl eher anzunehmen war, dass es sich im Winter am besten las, wenn es draußen kalt und ungemütlich war. Doch jetzt, Anfang April, ließ der Frühling auch noch auf sich warten. Er zeigte sich zwar in dem einen oder anderen sonnigen und schon wärmeren Tag, aber alles in allem gab es immer noch genug Gründe, die Wohnung nicht zu verlassen. Ich bediente eine junge Frau mit einer netten Buchliste. Nett, weil die Liste äußerst abwechslungsreich war. Das fand ich immer gut, denn Einseitigkeit hing meistens auch mit Engstirnigkeit zusammen. Und Engstirnigkeit konnte ich nicht ausstehen. Ein paar Bücher von ihrer Liste hatten wir lagernd, die übrigen bestellte ich ihr.

Manche Entscheidungen kommen plötzlich, manche brauchen eine Ewigkeit, und nichts ist endgültig. Meine Entscheidung, nach der Matura etwas Vernünftiges zu studieren, kam plötzlich und war klar. Weniger klar war, was ich studieren sollte. Jus und Anwalt werden wie mein Vater? Oder Arzt? Das klang mir fast zu vernünftig. Wirtschaft, so wie die meisten meines Jahrgangs? Zu langweilig. Und bloß kein Lehramt. Was blieb, waren interessante Studiengänge mit mäßigen Berufsaussichten. Also doch kein vernünftiges Studium. Ich war jung und glaubte, unendlich viel Zeit und Möglichkeiten vor mir zu haben. So nahm ich eine elegante kleine Auszeit und einen Nebenjob, der es mir erlauben sollte, meine Zukunft zu planen und gleichzeitig auf eigenen Beinen zu stehen.

Eines Tages auf dem kurzen Weg von meiner Wohnung in der Pfeilgasse bis zur Buchhandlung wurde mir bewusst, dass ich dort, wo ich war, glücklich war. Ich war bereits angekommen. Die Arbeit interessierte mich, und sie machte mir Spaß. All die ehrgeizigen Pläne führten mich ohnehin in keine sichere Zukunft. Warum also sollte ich meinen Nebenjob nicht zum Hauptberuf machen?

Am selben Tag sprach ich darüber mit Helmut Klein, dem Besitzer der Buchhandlung. Wir wandelten meine Halbtagsstelle in eine Vollzeitanstellung um. Mir ging es gut damit, denn ich hatte mein Hobby zum Beruf gemacht. Ein solches Glück haben wohl nicht viele Menschen. Und Helmut ging es auch gut damit, da er meine Literaturkenntnisse und mein Verkaufstalent zu schätzen wusste.

Ein Kunde zog meine Aufmerksamkeit auf sich, nicht nur, weil er schon länger mit drei Büchern in der Hand ungeschlüssig in der Ecke stand, sondern weil er sich ständig umdrehte und zu uns herübersah. Ich hatte nie begriffen, wieso manche Menschen auf die Idee kamen, in einem kleinen Laden wie unserem Bücher zu stehlen. Ich beschloss, die Nerven des Mannes ein wenig zu überprüfen, ging zu ihm hin und fragte, ob ich behilflich sein könne, obwohl meine Kollegin Elisabeth erst vor wenigen Minuten bei ihm gewesen war.

»Nein, nein, ich überlege noch!«, lautete seine Antwort.

Allerdings wirkte er so fahrig, dass ich ihn nicht mehr aus den Augen ließ. Was er offenbar auch bemerkte, denn er entschloss sich recht schnell, keines der Bücher zu kaufen und die Buchhandlung zu verlassen.

Ich deklarierte mich zwar gern und stolz als Genussmensch, doch mochte ich nicht ohne Aufgaben und Herausforderungen leben. Übertriebener Ehrgeiz war mir fremd, aber Arbeit stand auch in meinem Leben im Mittelpunkt. Zum einen war Arbeit für mich wie für die meisten anderen Menschen notwendig, um Geld zu verdienen und mir die Dinge zu gönnen, die ich genoss. Zum anderen brauchte mein Ego eine Bestätigung. Ich war in der Buchhandlung unentbehrlich, zumindest nahm ich das an. Dadurch bekam vieles einen Sinn. Deshalb stand ich in der Früh auf und ging mit Freude in die Arbeit. Und es war mir relativ egal, dass montags eine ganze Arbeitswoche vor mir lag oder der

nächste Urlaub noch in weiter Ferne war. Wobei jetzt nicht der Eindruck entstehen sollte, jeder Tag sei eine Erfüllung gewesen, das wäre schlichtweg falsch. Es gab Zeiten, in denen ich nichts weiterbrachte, mich unglaublich überwinden musste und mir die Freizeit um einiges kostbarer erschien. Auch Zweifel ob meiner Entscheidung überkamen mich dann. Wäre es besser, ehrgeizig zu sein und einen Beruf zu wählen, mit dem sich viel Geld verdienen ließ, aber auf Kosten der Freizeit? Oder war ein Beruf mit genug Freiraum und dafür geringem Verdienst doch richtig für mich?

Es war sechs, und wir konnten den Laden zusperren. Helmut und ich standen noch beisammen und rauchten eine Zigarette. Elisabeth leistete uns Gesellschaft, auch wenn sie nicht rauchte. Wir besprachen die größere Buchbestellung eines Kunden, die heute eingelangt war und die ich bearbeiten würde. Dann machte ich mich auf den Heimweg.

Ich wohnte zur Miete im vierten Stock eines Altbaus auf einer Wohnfläche von 90 Quadratmetern, was mir eigentlich ein wenig zu groß war. Doch ich liebte den achten Bezirk im Herzen Wiens und war froh, hier eine Wohnung gefunden zu haben. Und ich liebte es, mich an Feierabenden aus dem Fenster zu hängen, eine Zigarette zu rauchen und das Treiben unten in der Gasse zu beobachten.

2

An dem Tag, als Stefanie zum ersten Mal in die Buchhandlung kam, wäre ich eigentlich gar nicht da gewesen. Doch Elisabeth war krank geworden und ich war für sie eingesprungen. Schicksal, hätte man sagen können, nur glaubte ich nicht an Schicksal. Stefanie sprach mich an, was mich nicht weiter verwunderte, denn schließlich war sie gekommen, um ein Buch zu kaufen.

»Haben Sie die Stadtgeschichten von Maupin?«, fragte sie.

Und da hatte sie mich schon. Gut, ja, auch andere Kunden fragten nach den *Stadtgeschichten*, aber die sahen bei Weitem nicht so gut aus und verfügten nicht über einen so offensichtlich guten Geschmack. Die Frauen, die ich sonst kennenlernte, lasen Grisham, Pilcher oder Donna Leon. Nicht dass ich das verurteilte. Erstens lasen verschiedene Menschen verschiedene Bücher gern, und das war gut so, und zweitens war ich zu sehr Verkäufer, um die Nase über irgendwelche Lektürevorlieben zu rümpfen.

Es war damals kurz vor Ladenschluss, eine geniale Fügung, denn als wir zusperrten, war Stefanie noch da. Ich nahm all meinen Mut zusammen und fragte sie, ob sie Lust hätte, mit mir noch auf einen Kaffee zu gehen. Der Rest ergab sich von allein.

Stefanie faszinierte mich, und sie stellte meinen Alltag bald auf den Kopf. Dabei war sie nicht besitzergreifend, was mich erleichterte. Ihr Musikgeschmack war, freundlich ausgedrückt, nicht vorhanden, und meine nicht gerade zahlreichen Freunde fand sie langweilig. Sie liebte die Fotografie, der ich nichts abgewinnen konnte. Sie liebte schicke Clubbings, wo ich nicht hinpasste. Einmal brachte sie mich dazu, zu einem solchen Event mitzugehen, doch ich hielt die übertriebene Selbstdarstellung der meisten meiner Geschlechtsgenossen dort nicht aus. Stylish Outfits vom aktuell angesagten Designer als Must – da war ich, der bislang gedacht hatte, Anzug sei Anzug, absolut fehl am Platz. Nachdem ich Stefanie mit meinen abfälligen Bemerkungen über die Leute den Abend dort gründlich verdorben hatte, war das Thema Clubbing zwischen uns ein für allemal erledigt und ich konnte wieder in Ruhe daheim bei meiner Musik und Büchern bleiben.

Stefanie sah sehr gut aus und hatte eine tolle Figur, und war sich dessen bewusst. Deshalb sah sie in Designersachen, die sie ausschließlich trug, so verdammt gut aus. Warum sie jedoch im Bad immer Stunden brauchte, um sich zurechtzumachen, bevor sie ausging, entzog sich meiner Logik, denn ich fand, dass sie das absolut nicht nötig hatte. Doch vielleicht war das einfach wichtig in ihren Kreisen, in denen ein perfektes Erscheinungsbild von immenser Bedeutung war.

Markus war kein enger Freund von mir, und schon gar nicht mein bester, wozu es nach allem, was passiert war, auch

nicht mehr kommen würde. Was hätte ich tun sollen? Ganz filmreif zu ihm gehen und ihn zusammenschlagen, weil er mir die Freundin ausgespannt hatte? Dafür war ich nicht der Typ und würde es wohl auch nie werden. Doch wie sollte ich ihm gegenübertreten? Er hatte mir etwas gestohlen, das mir wertvoll gewesen war, und ich wollte ihm den Triumph nicht gönnen.

Oder sollte ich Stefanie anrufen und sie anflehen zurückzukommen? Auch das brachte ich nicht über mich. Hätte ihr etwas an mir gelegen, wäre sie nicht ausgezogen und hätte sich nicht Markus an den Hals geworfen. Ich bezweifelte auch, dass mir die richtigen Argumente eingefallen wären, warum sie hätte zurückkommen sollen. Wegen meiner CD-Sammlung? Wegen meiner aufregenden beruflichen Aussichten? Wegen des Freiraums, den ich ihr ließ? Oder gar, weil meine Mutter ganz verrückt nach ihr war? Ich war sicher, dass keines dieser Argumente sie beeindruckt hätte.

Nicht nur sauer, sondern stocksauer war ich nach Stefanies Auszug darüber, dass meine alte Couch ihr zum Opfer gefallen war. Ich hatte sie von daheim mitgenommen, als ich auszog. Sicher war sie nicht mehr die schönste und das Leder mit den Jahren speckig geworden, aber sie war bequem, und sie war meine. Ich hatte mich hartnäckig geweigert, mich von ihr zu trennen. Doch nachdem Stefanie nicht aufhörte, abfällige Bemerkungen über den Geschmack von Männern im Allgemeinen und über die Couch im Besonderen zu machen, hatte ich mich vor einem halben Jahr schließlich geschlagen gegeben, und es wurde ein neues Sofa gekauft,

das sie ausgesucht hatte. Auf dem saß ich nun. Ein hässliches Polsterungetüm in einem Rot, das ich viel zu grell fand, und unbequem, weil man komplett darin versank. Ich erwog, es ihr und Markus, bei dem Stefanie ja jetzt wohnte, einfach zu schenken.

Unschlüssig stand ich wieder mal vor meinem Regal und ging die CDs durch, auf der Suche nach der Musik, die zu meiner Stimmung passte. Ich pflegte die Auswahl der Musik, die ich hören wollte, gern zu zelebrieren, entschied mich je nach Stimmung für etwas anderes und wechselte die CDs, wenn sie nach ein oder zwei Nummern nicht mehr passten. Das war Stefanie meistens auf die Nerven gegangen, sie nannte es ›flatterhaft‹.

Coltranes *Ballads* schienen mir ungeeignet, Davis' *Kind of Blue* ebenso. Ich entschied mich für Charlie Rouse, der mir jedoch bald zu ruhig und zu nachdenklich wurde, so dass ich schließlich zu Van Morrisons *Astral Weeks* griff. Musik, die ich lange nicht gehört hatte und die mich um Jahre zurückversetzte. Doch schon nach der zweiten Nummer, *Beside You*, stoppte ich sie ab und legte die Rolling Stones auf. Die Stones, stellte ich fest, waren perfekt, wenn man verlassen in der leeren Wohnung saß.

3

Mit einem Anruf von Bernhard vor vier Wochen hatte eigentlich alles begonnen. Bis dahin war meine Welt in Ordnung: Bücher, Musik, Zigaretten, Stefanie und ich, die Eckpfeiler meines Daseins. Doch dann geriet alles durcheinander und ich hatte plötzlich viel Zeit, über mein Leben nachzudenken. Merkwürdig war nur, dass alles anders war und dennoch gleich blieb. Auf jeden Fall musste ich mich weiterentwickeln, erwachsener werden, Verantwortung übernehmen für mehr, als dass Milch für den Morgenkaffee im Haus war. Verantwortung für mein Leben, die ich immer gern vor mir hergeschoben habe. Solange alles seinen geordneten Gang ging und ich mich dabei wohlfühlte, brauchte ich nicht viel über die Zukunft nachzudenken und keine Entscheidungen zu treffen.

Bernhard kannte ich seit vielen Jahren, ihm hatte ich auch die unselige Bekanntschaft mit Markus zu verdanken. Wahrscheinlich hätte ich mit Fug und Recht auch auf Bernhard sauer sein können. Doch der Gedanke erschien mir dann doch allzu kindisch. Schließlich hatte er nichts damit zu tun, was meine Freundin trieb.

Er hatte anlässlich seines 30. Geburtstages angerufen, den er groß zu feiern gedachte. Warum so viele Menschen ihren

Dreißiger groß feierten, war mir immer schon schleierhaft gewesen. Ich sah darin keinen Grund zu feiern, sondern vielmehr einen Grund zur Ernüchterung. ›Trau keinem über 30‹ hieß es, doch dieser Spruch war mit Vorsicht zu genießen, denn im Handumdrehen durfte man sich selbst nicht mehr trauen.

»Da keiner von euch für mich ein Fest organisieren wird, nehme ich das selber in die Hand. Ich habe nämlich keine Lust, den Tag vor dem Fernseher oder gar mit meinen Eltern zu verbringen.«

Typisch Bernhard: ein flottes Mundwerk, ohne jedoch beleidigend zu sein. Deshalb fanden ihn alle unterhaltsam. Alle außer Stefanie. Sie mochte ihn nicht, so wie sie niemanden mochte, der ihrer Ansicht nach nicht mindestens so kultiviert war wie sie selbst. Wobei es mich wunderte, dass ich da durchgerutscht war.

»Und hiermit lade ich dich und die liebevolle Stefanie zu meinem Geburtstag ein.«

Stefanie als liebevoll zu bezeichnen, war die reine Ironie, denn Bernhard mochte sie ebenso wenig wie sie ihn.

»Ich komme, na klar. Wann und wo? Wusste gar nicht, dass du schon dreißig wirst.«

»Sehr witzig, und das aus dem Mund von einem, der die Schallmauer schon vor Jahren durchbrochen hat. Aber wie du weißt, werden Männer nicht älter, sondern nur interessanter.«

Ich stimmte ihm zu. Letztlich konnte es uns allen egal sein, dass wir älter wurden, problematisch waren da wohl eher die

Erwartungen seitens der Gesellschaft, in der wir nun mal lebten. Aber musste man ein Leben lang die Erwartungen anderer erfüllen? Bernhard sicher nicht. Was andere von ihm hielten, war ihm gleichgültig, solange sie ihn nicht fad fanden. Er war ein Auto- und Motorradfreak par excellence. Jede freie Minute bastelte er an seinen motorisierten Fortbewegungsmitteln herum oder heizte mit anderen um die Wette Wiens Höhenstraße hinauf und hinunter. Das Wichtigste für ihn war, dass alle wussten, dass der Schnellste und Furchtloseste unter ihnen natürlich kein Geringerer war als er persönlich.

Bernhard war ein Spinner, und er stand dazu. Ich war auch ein Spinner, nur auf eine andere Weise, denn diese Art von Nervenkick habe ich nie gebraucht. Abgesehen davon besaß ich nicht mal ein Auto. Wozu auch? Ich wohnte und arbeitete in demselben Bezirk und ging auch abends meistens hier aus.

Vor einiger Zeit hörte ich im Kaffeehaus unfreiwillig ein Gespräch vier junger Frauen mit, die sich am Nebentisch lautstark über die Männerwelt ausließen und zu dem einhelligen Ergebnis gelangten, dass alle Männer einen Schaden hätten.

Wenn ich ehrlich bin: Sie hatten recht. Jeder hatte seinen höchst individuellen Schaden, hatten wir doch alle irgendwas, das uns zu Freaks machte. Bernhard hatte seine Motoren, ich meine Musik. Das gehörte zu uns, definierte uns und gab unserem Leben erst seinen Sinn.

»Freitag um acht im Pub, und sei pünktlich, du hast es schließlich nicht weit«, hatte Bernhard mitgeteilt.

Stefanie wollte natürlich nicht mitkommen, was mich nicht weiter verwundert hat. Aber am Ende konnte ich sie davon überzeugen, dass der 30. Geburtstag so wichtig war, dass sie nicht absagen konnte.

Das *PS*, ein Pub, in dem sich Biker und solche, die es noch werden wollten, gerne trafen, hatte einen kleinen Eingang in der Stolzenthalergasse, der in ein Kellergewölbe hinabführte. Das Ambiente war zwischen verraucht und schmuddelig-ölig, passend für sein Stammpublikum, das alle Altersklassen vereinte. Getrunken wurde Bier, was sonst. Martin, der Inhaber des Pubs, war selber Biker, woran auch kein Zweifel aufkommen konnte: Sämtliche Wände waren übersät mit Fotos, Postern und sonstigen Gimmicks der Biker-Community. Martin hatte sich das Kellergewölbe zunutze gemacht und Logen geschaffen, in denen größere Tische einer Runde von Freunden locker Platz boten und es ihnen gestatteten, einander lautstark mit ihren Geschichten zu übertreffen. In der Mitte des länglichen Raumes befand sich eine ausladende Bar, an der in der Regel Martins Freunde saßen oder standen. Darum herum waren kleinere Bartische angeordnet.

Bernhard und seine Kumpels besetzten routinemäßig einen Tisch in der äußeren rechten Ecke des Pubs. So konnte man schon beim Betreten des Pubs von den Stiegen aus sehen, wer eingetroffen war und wer noch nicht.

Bernhard und seine Freunde hatten auch am Abend der Geburtstagsfeier wie üblich ihren Tisch in Beschlag genommen.

Bernhard, der Kleinste, saß am Kopfende, in ein anscheinend wichtiges Gespräch vertieft. Neben ihm saß eine blonde Frau, die ich noch nie gesehen hatte, wahrscheinlich Bernhards neue Eroberung, von der er mir kurz zuvor stolz erzählt hatte. Bernhard übertrieb zwar gern und man musste in der Regel filtern, was er so sagte, aber bei der Beschreibung des Aussehens seiner neuen Freundin hatte er nicht übertrieben: »Eine Frau, sage ich dir, groß, schlank, blond und explosiv. Sie ist der absolute Wahnsinn!«

Sie hielt den Kopf leicht schräg, himmelte Bernhard an und lachte begeistert über jeden seiner Kommentare. Neben ihr wiederum saßen Florian und Christoph, ohne die man Bernhard praktisch nie antraf und die ihn stets zu bewundern schienen. Ein Umstand, der sich gänzlich meinem Verständnis entzog. Ich mochte Bernhard, und wir konnten Spaß miteinander haben, doch sein enormes Geltungsbedürfnis hielt ich für übertrieben und fand es einigermaßen bedenklich.

Christoph hatte Monika mitgebracht, eine ruhige und sympathische Frau, mit der ich mich gut unterhalten konnte. Sie zeigte sich nicht einmal gelangweilt, als ich mich – nach ein paar Bierchen – dazu hinreißen ließ, ihr eine endlos lange Abhandlung zuzumuten über Coltranes Musik und die Faszination, die diese auf mich ausübte. So etwas passierte mir nur äußerst selten, denn die meisten Leute interessierten

sich nicht dafür, und bekehren wollte ich schon lange niemanden mehr. Monika jedoch hörte mir aufmerksam zu und meinte, ihr gehe es mit den Filmen von Jim Jarmusch so ähnlich wie mir mit Coltrane.

Alle anderen Gäste kannte ich höchstens oberflächlich oder gar nicht, viele von ihnen waren Bernhards Auto-Bike-Ausflugsbekanntschaften.

Als Bernhard uns hereinkommen sah, hob er die Hand zum Gruß und rief laut durch das ganze Lokal: »He, da sind Paul und Stefanie!«

Stefanie, wie immer perfekt gestylt, spendete ein knappes Hallo.

»Hallo Bernhard«, sagte ich, »alles Gute und willkommen im Klub der alten Herren«, und so feierlich wie möglich drückte ich ihm die CD in die Hand, die ich ihm besorgt hatte.

»He, ist das die, die du mir letztens vorgespielt hast? Toll, danke!«

Bernhard bekam stets ein Buch oder eine CD von mir, und dieses Mal hatte er es mir besonders leicht gemacht. Als er vor einer Woche schon nachmittags bei mir war – er fand es unpassend, vor einer gewissen Uhrzeit auszugehen, und wir hatten beide den Nachmittag frei und uns früh getroffen – war ihm die Musik aufgefallen, die im Hintergrund lief. Ich legte fast nie Jazz auf, wenn ich Besuch hatte, denn er gefiel den Wenigsten und war wenn dann eher ein Rausschmeißer. Also spielte ich U2, was Bernhard sehr taugte. Er war offenbar der letzte Mensch auf diesem Planeten gewesen, der sie nicht

kannte. Und als ich auf die Schnelle ein Geschenk für seine Feier brauchte, fiel mir die U2-CD im Plattenladen zufällig in die Hände.

»Fürs Auto«, sagte Bernhard dann und strahlte. »Muss irre sein, mit hundertzwanzig durch die Kurven der Höhenstraße und dazu der Sound, wow! Danke Paul!«

Stefanie hatte sich so weit wie möglich von der Gruppe entfernt niedergelassen, was hieß, sie hatte dafür gesorgt, dass rechts und links neben ihr ein Platz frei blieb. So setzte ich mich auf den freien Stuhl zwischen ihr und einem Freund von Bernhard, den ich nicht kannte. Markus, erfuhr ich bald, war ein Autofetischist der Sonderklasse. Nicht nur, dass er davon überzeugt war, ein Auto definiere einen Mann, fuhr er auch noch einen Ferrari. Dass ein solcher Wagen ein Vermögen kostete, wusste selbst ich.

»Die Beschleunigung, und dann die Kurvenlage! Ich sag's dir, ein Wahnsinnschlitten!«, schwärmte er mir im Grunde völlig unaufgefordert vor.

Aber das gehörte zum Small Talk mit Bernhards Freunden dazu.

»Ich begeistere mich nicht besonders für Autos«, versuchte ich, weitere Ausführungen abzustoppen.

»Das ist selten. Ich kenne kaum jemanden, der es sich nicht zumindest wünscht, er könnte sich einen schnittigen Sportwagen leisten, am besten ein Cabriolet. Aber ich muss dich warnen, Cabrios bringen's nicht.«

Bernhard riss das Gespräch an sich und erzählte von dem rasanten Vormittag, den er mit Markus auf der Westauto-

bahn verbracht hatte, wenn man es glauben durfte, bei 250 ›Sachen‹. Wobei sie sich nicht einig wurden, wer tatsächlich schneller und wer wann von ›den elenden Schnecken auf der Überholspur‹ aufgehalten worden war. Wie bedauerlich, dass es Menschen gab, die eine Autobahn nutzten, um halbwegs sicher von einem Ort zum anderen zu gelangen. Markus wiederum belustigte die Runde mit der Tatsache, dass er nicht arbeiten musste.

»Ich kann mir nicht vorstellen, jeden beschissenen Tag aufzustehen, in die Arbeit zu gehen und am Abend völlig fertig heimzukommen, mit gerade noch so viel Energie, um ins Bett zu fallen. Das wäre nichts für mich.«

Ihm standen anscheinend alle Möglichkeiten offen, da sein Vater für alles aufkam. Obwohl, so stimmte es auch nicht. Seine Familie war durch den Erfolg seines Vaters außergewöhnlich vermögend, allerdings stellte sich im Verlauf des Abends heraus, dass der Vater über einen tieferen Einblick in die Schwächen der Menschheit verfügte als gedacht, denn sein Vermögen war durch eine Stiftung gebunden. So war es Markus unmöglich, an mehr als die zur Verfügung gestellte Summe heranzukommen, auch im Falle einer Erbschaft nicht. Gelang es ihm jedoch, seinen Vater davon zu überzeugen, dass er etwas unbedingt brauchte, dann wurde es am Ende doch finanziert. Wie eben der Ferrari.

»Ihr könnt euch das nicht vorstellen. Der Alte spinnt, ganz ernsthaft! Wenn ich mir eine Wohnung kaufen will, dann muss ich mir das mühsam absparen oder ihn drum bitten. Oder soll ich etwa einen Kredit aufnehmen?«

Was uns Zuhörenden allerdings nur ein schwaches Lachen entlockte. Ich war sicher, dass der ›Alte‹ genau wusste, was er tat.

Irgendwann kam ich zurück an unseren Tisch und stellte fest, dass Stefanie auf meinem Platz neben Markus saß, vertieft ins Gespräch über einen Film, der mir nichts sagte. Ob das der Moment war, in dem ich aufmerksam hätte werden sollen? Aber warum? Schließlich wollte ich ja, dass Stefanie meine Freunde kennenlernte.

Florian, der den beiden zugehört hatte, wandte sich mir zu und fragte: »Na, und wie steht's bei dir?«

»Was soll ich dir sagen: arbeiten, lesen und Musik hören. So wie ich es schätze. Keine zu großen Aufregungen«, antwortete ich und zündete mir eine Zigarette an.

»Und selbst?«, fragte ich ihn.

»Ich kann auch nicht klagen. Manchmal etwas stressig im Büro, aber alles in allem halb so wild.«

»He, Leute.« Bernhard erhob seine Stimme über das Gequatsche und die laute Musik. »Was haltet ihr davon, wenn wir mal wieder ins Schweizerhaus gehen?«

»Passt. In großer Runde ist das lustig«, meinte Christoph.

»Ich kannte einen Kellner dort«, sagte Markus. »Ein Bär von einem Kerl, aber das musst du sein, wenn du dort Abend für Abend Riesentablets voller Bier durch die Gegend schleppst. Das war cool, denn der hatte immer einen Tisch für uns parat, und Gratisbier hat es obendrauf gegeben.«

Dann gab Markus eine *Schweizerhaus*-Anekdote nach der anderen zum Besten und unterhielt damit den ganzen Tisch.

Zugegeben, er konnte recht witzig und mitreißend erzählen. Stefanie lachte, wie ich sie selten erlebt hatte, schon gar nicht in Gegenwart meiner Freunde, vor allem nicht in Bernhards. Bernhard selber warf hin und wieder einen Kommentar ein, wie um sich zu vergewissern, dass er noch mitreden konnte. Irgendwann begann er, von seiner Werkstatt zu reden. Bernhard war Automechaniker, worum Florian und Christoph ihn beneideten, denn dadurch verfügte er über einen beachtlichen Vorsprung in Bezug auf ihrer aller Lieblingshobby. Seine Geschichten aus dem Arbeitsalltag waren nicht ohne Unterhaltungswert, so dass der Abend insgesamt kurzweilig war und ziemlich spät endete.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.

Als Hardcover mit Schutzumschlag, oder als eBook auf
allen Plattformen